

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 9

Artikel: Der Mann, der von Unglücksfällen und Verbrechen lebt : eine Reportage über Reportagen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Mann, der von Unglücksfällen und Verbrechen lebt

Eine Reportage über Reportagen * * *

Ich bin wohl einer der Männer Zürichs, die, gemessen an ihrem Vermögens- und Einkommensstand, am meisten für ihr Zimmer auslegen. Nicht aus dem, wie ich höre, gesunden Grundsatz: teuer zu wohnen und billig zu essen. Nein, meine Ansprüche an Wohnkultur sind bescheiden, und mein Zimmer erfüllt selbst diese bescheidenen Ansprüche nur knapp. Es bietet, was Lage, Aussicht, Bequemlichkeit und Grösse anbetrifft, weniger als die meisten andern Zimmer zum gleichen Preise. Ich

Illustration von
Alois Carigiet

lege auch keinen Wert darauf, eine besonders sturmfreie Bude zu bewohnen, denn ich führe, je älter ich werde, einen um so musterhaften Lebenswandel. Aber — mein Beruf verpflichtet mich zur Nachtarbeit, und zwar auf der Schreibmaschine. Diesem Umstand versteht die Bevölkerung Zürichs, soweit sie Aftermieter annimmt, Rechnung zu tragen, und zwar in der Form, dass sie den an-

gemessenen Zimmerpreis auf das Doppelte erhöht. Ich will nicht behaupten, dass ich den Mietzins jeden Monat pünktlich bezahlte. Jedoch bezahlt muss er werden, und er wird es auch, bald früher, bald später.

Vor einigen Jahren hat mir der « Schweizer-Spiegel » seine Spalten für meine Klagen über den mir damals noch neuen Beruf des freien Journalisten geöffnet. Ich war sehr stolz auf jenen Artikel. Inzwischen haben meine Erfahrungen nichts dazu beigetragen, mir diesen Beruf leichter erscheinen zu lassen. Ich bin oft nah daran gewesen, ihn zu wechseln. Es wäre nicht das erstemal gewesen, war ich doch hintereinander Ökonom, Bürolist und Irrnwärter. Aber diesmal hielt ich durch. Ich darf mir einiges darauf einbilden; denn in kaum einem andern Beruf ist die Zahl jener so gross, die nach einem hoffnungsvollen Start den Kampf bald als hoffnungslos aufgeben.

Ich habe in den zehn Jahren meiner Tätigkeit viele Kollegen kommen und wieder verschwinden gesehen. Alle hatten grosse Pläne und neue Ideen. Sie überfluteten wie ich die Redaktionen mit neuesten Nachrichten und einzigartigen Reportagen. Wurde die eine oder andere Arbeit gedruckt und von den Bekannten gelobt, so glaubten sie sich am Ziele. Dann kamen die Rückschläge. Statt mehr brachten sie bei den Redaktionen weniger unter, immer weniger. In der höchsten Not wandten sie sich an die Armenbehörde. Diese half ein-, zweimal, aber dann wurden aus den « Journalisten » arbeitsscheue Leute, die einem bessern Broterwerb zugeführt werden mussten. Einen dieser Kollegen traf ich, nachdem ich ihn lang nicht mehr gesehen hatte, erst kürzlich wieder im Café. Er war braun gebrannt, aber nicht

von der Sonne in St. Moritz. Nein, er war vom Wohlfahrtsamt in das Männerheim Rossau « versenkt » worden, wie der Ausdruck lautet, um ihn einem neuen Beruf zuzuführen. Von einem andern nahm ich am Bahnhof Abschied, als er eben in polizeilicher Begleitung in seine Heimatgemeinde abgeschoben wurde.

Ich habe durchgehalten. Aber wahrhaftig, es ist ein aufreibender Kampf um das tägliche Brot gewesen, dem ich viele Opfer bringen musste, zum Beispiel auch meine Ehe. Vielleicht ist es wirklich schwer für eine Frau, die selber mehr verdient, einen Mann ernst zu nehmen, der sich freier Journalist nennt und im Monat nur auf 120 Franken kommt. Und doch muss jeder Mann gerade das von seiner Frau verlangen, nämlich, dass sie ihn ernst nimmt.

Ein Gummiknüppel stimmt mich nachdenklich

Es war in den politisch sturmbe wegten Tagen, da Fronten und Bünde die Strassen und damit das Volk erobern wollten.

« Seid ihr bereit, auf die Strasse zu steigen ? » hatte damals ein Führer, der heute längst wieder verschwunden ist, eben in den vollen Versammlungssaal hineingerufen. Das politische Kabarett von Erika Mann, und das Schauspiel « Professor Mannheim » waren als das Mittel zum Zweck ausersehen worden. Die Versammlung zum Protest gegen diese Veranstaltungen tagte in der Stadthalle unter polizeilichem Schutze.

Draussen auf der Strasse hatte sich eine aufgeregte Menge versammelt, um gegen die Front zu protestieren. Es herrschte dicke Luft. Die Menge vor der Stadthalle bestand zum grössten Teil aus

Die Landesausstellung ist ein Sieg des demokratischen Gedankens: der freiwilligen Unterordnung unter eine Idee.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

jugendlichen Heißspornen. Die Erregung schwoll an, Schmähufe ertönten. Immer drohender ballte sich das Volk zusammen. Als die Versammlung zu Ende war, wurde der Platz vor der Stadthalle geräumt. Jene aber, denen der Protest der Menge gegolten hatte, gingen nun selbst zum tätlichen Protest über. Sie marschierten gegen den Kursaal. Dort fanden sie den Platz abgesperrt. Die Polizei, die bis jetzt die Fröntler geschützt hatte, musste, als diese die Absperrung durchbrechen wollten, nun auch gegen sie vorgehen. Einige Dutzend Verhaftungen auf beiden Seiten war das Ergebnis des Tages. Meine Doppelreportage über die nächtlichen Strassenkämpfe hatte mir meine erste wichtige journalistische Anerkennung gebracht — die Pressekarte. Freude und Stolz erfüllten mich. Ich hielt mich über meine Mitmenschen erhaben. Die Karte war für mich das «Sesam öffne dich!» Für mich gab es nun keinen Polizeikordon mehr. Der galt für alle andern.

Wieder sperrten behelmte Polizisten die Strasse zum Theater ab. Aus der dunklen Stadelhofer Anlage ertönten Sprechchöre, die beim Anrücken der Hüter der Ordnung in alle Richtungen der Windrose verstoben. Die breite Seefeldstrasse war durch stämmige Polizisten abgesperrt. Nur Anwohner durften passieren und diese im Eiltempo. Ein Stehenbleiben gab es nicht, für die andern wenigstens. Für mich natürlich war das eine andere Sache. Mir, als dem Besitzer einer Pressekarte, konnte der gebieterische Ruf «zulaufen» nicht gelten. Aus einer dunklen Nebengasse ertönten aufs neue Sprechchöre. Die Polizisten bestiegen den Camion, um auf Umwegen in den Rücken der Demonstranten zu gelangen. Es war klar, dass ich die Polizei-Attacke, die in Aussicht stand, sehen musste. Ein Journalist muss seine Nase zuvorderst haben. Das ist er seiner Berufsehre schuldig.

Ich rannte durch die abgesperrte Seefeldstrasse, um als allererster auf dem Platze zu sein. Auf die Zurufe einiger

junger Polizisten achtete ich nicht. Was gingen die mich an! Kaum hatte ich die Seitenstrasse erreicht, als von der Gegenseite die Scheinwerfer des Polizeicamions aufleuchteten. Im Sturmschritt drangen die Polizisten mit gezogenen Gummiknöpfen auf die überraschten Demonstranten ein. Im Sturmschritt kam nun auch von der andern Seite eine weitere Polizeiabteilung. Ich war mit den Demonstranten in der Falle. Im Gefühl meiner polizeilichen Immunität blieb ich ruhig stehen. Plötzlich hörte ich hinter mir das Tap-Tap der Polizeistiefel. Dann fühlte ich einen dumpfen Schlag auf meinem Kopf, einen Trommelwirbel auf meinem Rücken, eine Feuergarbe ohne Feuerwerk vor meinen Augen. Dann knickte ich zusammen, wie ein gebrochener Regenschirm.

Tief ging es allerdings nicht; denn kräftige Hände rissen mich empor und hielten mich fest. Als die Funken vor meinen Augen verstoben waren und ich meine Umgebung wieder wahrnahm, sah ich zwei zornige Polizistengesichter vor mir. Zwei starke Hände umklammerten schmerhaft meine Arme, zwei weitere Hände hielten mich am Rockkragen fest.

«Dich haben wir schon lang im Auge!» sagte höhnisch ein junger Polizist.

«Pr... Pr... Presse!» würgte ich hervor. Doch nur ein spöttisches Lachen antwortete mir.

Erst ein Polizeioffizier befreite mich aus meiner Lage. Mein entrüsteter Protest wurde energisch zurückgewiesen. Ich ging mit einem dumpfen Gefühl im Kopfe, wie ich es selbst in meiner feuchtfröhlichen Studentenzeit nie gehabt hatte, nach Hause. Dort schrieb ich einen geharnischten Artikel. Es wimmelte darin nur so von Ausdrücken wie: Polizeiwillkür, Vergewaltigung der Presse, Niederknüppelung anständiger Bürger. Als ich den Punkt hinter den letzten Satz gesetzt hatte, las ich den Artikel nochmals durch — und zerriss ihn.



René Gilsli

... aber heiraten wird sie einen Schweizer

Je klarer ich im Kopfe wieder wurde, desto heller wurde mir die Erkenntnis, dass auch die Pressekarte kein Schutz vor den Folgen allzu blinden Eifers ist.

Verhaftet

Der Zufall spielt in meinem Beruf eine entscheidende Rolle. Erfahre ich von einem Unglück, bevor die Polizei davon Kenntnis hat, so ist es für mich ein Glücksfall. Erfahre ich aber davon erst aus der Zeitung, bedeutet das für mich ein wahres Unglück. Denn ich kann nur von Neuigkeiten leben. Als ich eines Tages zu mitternächtlicher Stunde zufällig von einem kühnen Einbruch an der Löwenstrasse hörte, war ich, überzeugt als erster von meinen Kollegen einzutreffen, freudig erregt. Ich eilte sofort an den Tatort. Ich fand das Haus des Verbrechens verschlossen. Aber hinter den hell erleuchteten Fenstern des ersten Stockes sah ich bekannte Polizistengesichter. Sie bewegten sich geschäftig hin und her, und es hiess also

warten. Warten, wie ich schon stundenlang auf Ereignisse gewartet habe, die dann wirklich gekommen und auf andere, die nie eingetroffen sind.

Endlich öffnete sich die Haustür und ein Mann trat auf die Strasse. Ich stand auf dem gegenüberliegenden Fußsteig. Ich fühlte den Blick des Mannes auf mich fallen. Dann wandte er sich um und schritt unentschlossen und unruhig vor dem Haus auf und ab. Plötzlich überquerte er die Strasse und trat auf mich zu.

« Haben Sie Feuer? » fragte er.

« Feuer? », dachte ich, wo ich doch gesehen hatte, dass er eben zuvor die Glut seiner brennenden Zigarre an einer Hauswand abgestreift hatte. Das kam mir verdächtig vor. Dennoch, oder vielmehr gerade deswegen, schenkte ich ihm bereitwillig eine ganze Schachtel Streichhölzer. Der Mann ging über die Strasse zurück an seinen früheren Standort. Er setzte seinen Marsch fort, wobei er mich nie aus den Augen liess. Ich ihn auch nicht. Der Mann schien mir immer verdächtiger. Der musste ein schlechtes Ge-



Margot Veillon

Linolschnitt



Margot Veillon

Linolschnitt

wissen haben. Das war für mich sicher. Möglicherweise war es sogar der Täter, der sich bis jetzt irgendwo im Hause verborgen gehalten hatte, dann sein Versteck verliess und jetzt seine Flucht durch mich abgeschnitten sah. Eine halbe Stunde belauerten wir uns gegenseitig.

Plötzlich rannte er einem Manne zu, der sich dem Hause näherte. Ich hinter ihm drein. Beide verschwanden in einem Hausgang. Dann kamen sie wieder heraus und auf mich zu. Nun erkannte ich in dem zweiten Manne den Polizisten. Richtig, ein blauweisses Schild am Rockaufschlag blitzte im Laternenlicht auf.

« Polizei, kommen Sie bitte mit ! » pfiff es mich an.

« Aber ich warte ja gerade auf Sie », erwiederte ich.

« Machen Sie keine Witze ! » sagte er streng.

Der Polizist liess mich durch die Türe des Hauses, in dem der Einbruch geschehen war, eintreten und schloss sie hinter mir wieder ab. Der verdächtige Zigarrenraucher war vor der Türe geblieben.

« Was streichen Sie hier herum ? » fragte der Beamte in barschem Ton.

« Es hat noch andere, die hier herumstreichen und wahrscheinlich solche, die wichtiger für Sie sind als ich », antwortete ich. « Sie haben sich in mir getäuscht, ich bin Berichterstatter. »

Gleichzeitig griff ich in die Rocktasche, um meinen Ausweis vorzuziehen.



Louis Reich

Holzschnitt

Verdamm — die Tasche war leer ! Ich hatte die Karte mit andern Papieren auf dem Schreibtisch liegen lassen.

Der Beamte war meinen Bewegungen mit den Augen gefolgt.

« Ausweise bitte ! » erklang es höhnisch.

« Ich habe sie vergessen », sagte ich ; « aber, wenn Sie mich Kriminalkommis- sär Dr. K. gegenüberstellen, wird er mich kennen. »

« Natürlich, ausgerechnet Dr. K., weil der heute in die Ferien ging », meinte er höhnisch. « Können Sie mir sagen, woher Sie wissen, dass hier eingebrochen wurde ? » fragte mich der Beamte plötzlich.

Da ich meinen Gewährsmann nicht verraten wollte, schwieg ich.

« Ein Subjekt, das sich verdächtig vor dem Tatort herumtreibt, Herr Wachtmeister. »

Ich drehte mich um. Ich kannte auch den Wachtmeister nicht. Es handelte sich um einen Beamten der Kantonspolizei, mit der ich dienstlich selten zu tun habe.

« Gehen Sie voraus ! » kommandierte der Wachtmeister.

Wortlos stieg ich die Treppe empor und blieb vor der geöffneten Korridor- tür stehen.

« Stellen Sie sich nicht so dumm, Sie kennen sich hier besser aus als wir ! » meinte der Polizist.

Aus einer geöffneten Türe drangen Stimmen. Als ich dann diesem Zimmer zuschritt, hörte ich den Polizisten dem Wachtmeister zuflüstern : « Sehen Sie, er kennt sich aus ! »

War ich bisher vom Pech verfolgt gewesen, so änderte sich nun die Lage. Im Türrahmen stand der also doch nicht in den Ferien weilende Kriminalkommis- sär Dr. K. Er begrüßte mich lachend. Der Zigarrenraucher, den ich als Täter verdächtigt hatte, erwies sich als der Bestohlene. Er hatte mich für den Ein- brecher gehalten.

Die Sache ging gut aus. Ich schrieb damals meine längste Einbruchreportage.

Hochstapler wider Willen

Wieder einmal hatten sich die Ver- brecher gebessert. Automobilisten und Fussgänger waren vorsichtiger gewor- den. Seit Wochen kein Einbruch, seit Wochen kein Schädelbruch. Meine Kasse war vollkommen leer. Das Gesicht meiner Logisfrau wurde von Tag zu Tag grämlicher, und die Mahnzettel wegen rückständiger Miete häuften sich auf meinem Schreibtisch.

Da, endlich ein kleiner Lichtstrahl ! Der Schweizer Radrennmeister sollte auf dem Bahnhof empfangen werden. Ich hatte darüber zu reportieren. Im besten Kleide, den neuen Mantel am Arme, wollte ich aus der Bude schleichen. Aber draussen stand meine Zimmervermiet- erin. Mich würdigte sie zunächst keines Blickes, sie sah nur meinen guten An- zug und meinen neuen Mantel. Ich wusste, was diese Blicke bedeuteten. Sie sagte es nicht. Erst als ich sie sanft zur Seite schob, weil ich jetzt wirklich keine Zeit zum Verlieren hatte, fauchte sie

mich an: « Wie steht es mit der Miete? » Ich verzog mein Gesicht zu dem schmerzlich-freundlichen Lächeln, das jenen eigen ist, die gern möchten, aber beim besten Willen nicht können. Unten, auf dem Treppenabsatz, hörte ich dann, wie meine Logisfrau etwas von Hochstapler vor sich hinmurmelte. Gerade leise genug, dass ich vor keinem Gericht hätte beschwören können, mich nicht vielleicht verhört zu haben und gerade laut genug, um es auf jeden Fall doch hören zu müssen.

Auf dem Bahnhof hatte dann der Hochstapler die Ehre, den Herrn Stadtpresidenten und die Vertreter der Regierung begrüssen zu dürfen. Dem Empfang auf dem Bahnhof schloss sich eine Rundfahrt durch die Stadt an. Auch wir Pressevertreter nahmen daran teil. In Blumen geschmückten Wagen fuhren wir gemessen durch die von dichten Menschenmassen besetzten Strassen. Tausende bildeten Spalier. Wir in den Autos standen im Brennpunkt aller Blicke. Trotz der weichgepolsterten Wagen und der duftenden Blumen um mich herum, war es mir dabei nicht ganz wohl. Neben mir sass der bekannte Rennfahrer Egli, der sich besonderer Volksgunst erfreute und deshalb mehr als alle andern das Ziel von Huldigungen war. Ich sah in der Menge eine Reihe bekannter Gesichter, Leute, denen ich augenblicklich auf der Strasse nicht gern begegnete, weil ich bei ihnen durch einen Café, den sie mir bezahlt hatten oder andere kleine Liebesdienste verpflichtet war. So bedeutete für mich diese Triumphfahrt eher ein Spiessrutenlaufen. Entschieden ungemütlich wurde es mir aber, als die Wagenkolonne in meine Wohnstrasse einbog. Schon von weitem gewahrte ich auf dem Balkon meine Logisfrau. Ja, nicht einmal allein stand sie dort, sondern mit der ganzen Familie. Ausgerechnet vor dem Hause gab es einen Halt. Mein gesenkten Kopfes mit meinem Begleiter geführtes Gespräch half nichts. Eine Geraniendolde, die sich entblätterte, zwang mich aufzublicken und zu

grüssen. Ich wagte mir meine Heimkehr gar nicht vorzustellen. Sie kam dann aber weniger schlimm heraus, als ich mir gedacht hatte. Ich wurde von der ganzen Familie freundlich empfangen.

« Sie sind ja heute berühmt geworden! » sagte die Logisfrau mit dem Spott in der Stimme, den wir als einzigen gern ertragen, weil er mit einer Prise Hochachtung und schlechtverhohlenem Neid vermeint ist.

Episode vor dem Grand Hotel

Ich hatte Besuch. Er trug nichts zu meiner Gemütlichkeit bei. Ich wäre lieber allein gewesen. Aber ich konnte ihn nicht mit dem bequemen Satz: « Danke, ich brauche nichts », hinausstellen. Er hätte mit vollem Rechte geantwortet: « Aber ich! » Ich hatte also meinem Besucher wohl oder übel Einlass gewährt und ihn, da er nun einmal da war, sogar zum Sitzen aufgefordert; aber er hatte meine freundliche Einladung verschmäht.

« Ich warte keine Stunde länger mit der Schreibmaschinenmiete », sagte mein Besucher. Es handelte sich nämlich um den Sohn meines Schreibmaschinenhändlers. Das klang sehr energisch und war auch so gemeint.

Aber der forscheste Angriff nützt nichts, wenn der, dem er gilt, ganz einfach nicht in der Lage ist, nachzugeben.

« Mein ganzes Vermögen besteht aus 50 Rappen », antwortete ich schlicht. Meine trostlose Miene muss den Mann überzeugt haben. Ich nahm die verschiedenen Liebenswürdigkeiten, die er mir ins Gesicht schleuderte gern dafür in Kauf, dass er mir wenigstens die Maschine stehen liess.

Am Abend des gleichen Tages fand im Hotel Baur au Lac eine grosse Festlichkeit statt. Ich hatte sie als Vertreter meiner Zeitung zu besuchen. Da hohe Behördemitglieder und Offiziere erwartet wurden, hatte sich vor dem Eingang des Grand Hotels eine grosse Menge Neugieriger angesammelt. Vor dem Por-

Eine kulturpolitische Anregung

Durch die Errichtung raffiniert zweckmässiger Kehrichtverbrennungsanstalten ist noch kein Gemeinwesen in die Geschichte eingegangen, wohl aber durch Kunstwerke.

Einem demokratischen Gemeinwesen steht die Förderung der Kunst so offen, wie irgendeinem absoluten Herrscher. Unsere Kantone geben grosse Summen zur Unterstützung der wissenschaftlichen Forschung aus. In ähnlicher Weise sollte man Schriftstellern und bildenden Künstlern, die sich bereits ausgewiesen haben, durch Aussetzung von Lebensrenten den Daseinskampf erleichtern, und ihnen dadurch ermöglichen, ihrem Werke zu leben.

Die Herausgeber des « Schweizer-Spiegels »

tal drängte sich Kopf an Kopf. Ich bahnte mir mühsam einen Weg durch die Menge, als ich plötzlich am Mantelzipfel festgehalten wurde.

« Was wollen Sie mit Ihren 50 Rappen im Baur au Lac? » rief mir die entrüstete Stimme des Schreibmaschinenhändlersohnes von heute morgen zu.

Dicht hinter mir folgte ein Kollege einer uns politisch entgegengesetzten Zeitung. Ich hoffte nur, dass er nichts gehört hatte, wagte aber nicht, mich loszureißen. Ein leeres Portemonnaie wirkt auch beim besten Gewissen auf Mannestolz verheerend. Da kamen mir die braven Polizisten zu Hilfe. Sie bahnten mir, wie weiland Winkelried, eine Gasse durch die Masse. Ich gestehe nicht ohne Beschämung, dass es mich mit einer ge-

wissen Genugtuung erfüllte, als ich bemerkte, dass mein Peiniger bei seiner Gegenwehr sogar einen unsanften Rippenstoss erhielt.

Bald nachher sass ich an der festlich geschmückten Tafel. Silbern schimmerten die Bestecke, Wein perlte in den Gläsern, und die köstlichsten Gerichte wurden in Fülle aufgetragen.

Ich hatte mich die letzten zehn Tage in alkoholfreien Gaststätten von Kaffee ernährt und fühlte einen Riesen-hunger. Der Hunger war zu gross. Ich konnte nicht recht essen. Die wenigen Bissen, die ich hinunter würgte, wurden mir durch die ungewohnte Umgebung und die Blicke meiner Tischnachbarn, von denen ich mich durchschaut glaubte, verdorben. Ich verliess die festliche Tafel des ersten Hotels unserer Stadt, ohne satt zu sein.

Ich hatte mich darauf gefreut, aus den letzten 50 Rappen, die mir blieben, wenigstens jetzt noch einen Kaffee trinken zu können. Die Tücke des Geschicks wollte es anders. Als ich vor das Portal des Hotels trat, sah ich, dass es draussen Bindfaden regnete. Es blieb mir, wenn ich meinen guten Anzug nicht zugrunde richten wollte, nichts anderes übrig als meine Barschaft für ein Billet der Strassenbahn auszulegen.

Ausklang

Auch dieses Frühjahr ist wieder unheimlich still verlaufen. Schließen die Verbrecher? Bekehrten sie sich? Ich musste mich mit der Gewissheit trösten, dass das Gesetz der Serie seine Geltung behaupten würde, das heisst, dass, wenn lange Zeit nichts los gewesen war, sich die Ereignisse dafür später überstürzen mussten. Ich wartete also auf den ersten grossen Fall. Er kam.

Ich hatte eines Donnerstagabends eine Kabarettkritik geschrieben. Ich bekomme dafür zwei Franken. 50 Rappen kostet das Bier. Es bleibt mir, die Spesen abgerechnet, 1 Franken. Das ist

wenig, finden Sie? Ich auch. Aber es ist weniger für Sie als für mich. Eine glückliche Auswirkung eines magern Einkommens ist, dass für den, der sich damit zufrieden geben muss, eine kleine Summe Geld mehr bedeutet als für die andern mit reicher gespicktem Geldbeutel. 1 Franken ist nicht viel, aber allerhand für den, der ihn unbedingt haben muss.

Eine Viertelstunde nach Mitternacht ging ich auf die Polizei, um wie üblich die Neuigkeiten entgegenzunehmen. Ein Beamter gab mir die Meldung über zwei Hirnerschütterungen und eine Unterschenkelfraktur durch, und dann, dann kam der grosse Fall, von dem ich noch nichts gewusst hatte: Der Holenstein Mord. Erinnern Sie sich noch? Er geschah im Monat April. Ein Metzgerbursche war in die Stadt gekommen, um eine Dirne zu erschiessen.

Um 1 Uhr nachts kam ich heim und habe dann bis um 4 Uhr den Mordfall getippt. Dann brachte ich den Bericht zur Redaktion, das heisst, ich warf ihn dort in den Briefkasten.

Am andern Morgen konnte ich dafür 8 Franken einziehen. Am gleichen Vormittag erhielt ich vom Kriminalkommissär noch nähere Angaben. Ich ging auch in die Bar, in der der Mord passiert war und liess mir die Sache erzählen. Der Nachtrag brachte mir noch einmal 4 Franken ein. Meine Gesamteinnahme betrug also 12 Franken. Ein trauriges Ergebnis für einen Mord. Gewiss, wäre ich vor der Polizei an den Tatort gekommen, hätte ich mehr herausgeholt. Man sollte nicht nur auf die Angaben der Polizei angewiesen sein. Sie ist zu ängstlich in ihren Aussagen. Sie hat auf zu viele Leute und auf zu viele Umstände Rücksicht zu nehmen.

Aber sogar, wenn ich mich durch

einen Zufall vor der Polizei am Tatort befunden hätte, wäre das Ergebnis nicht viel fetter gewesen; denn heutzutage ist auch ein Mord nicht mehr alles auf der Welt. Und, ehrlich gestanden, muss man begreifen, dass heute das Interesse daran, wie sich kleine Leute umbringen, zurückgegangen ist. Heute, wo die Gewalthaber der Erde dafür sorgen, dass sich die ganze Welt in Unruhe befindet, alle paar Monate nicht nur ein einzelner Mensch, sondern ganze selbständige Staaten umgebracht werden und die Welt keinen Augenblick weiss, wann das Verbrechen geschehen wird, das Millionen von Menschen das Leben nimmt oder es ihnen zur Hölle macht: der Krieg.

Doch inzwischen, solang das Schlimmste noch nicht eingetroffen ist, müssen wir alle weiterleben, unserer Arbeit nachgehen, unsren Plänen nachsinnen. Auch ich, der kleine freie Journalist.

Ich bin jetzt 40 Jahre alt. Seit bald 10 Jahren wirke ich als freier Berichterstatter zweier Tageszeitungen. Bei der einen, die das höhere Zeilenhonorar zahlt, allerdings gewissermassen nur als Lückenbüsser. Ich verdiene heute im Monat etwa 200 Franken. Manchmal komme ich sogar auf 300 Franken. Ich habe immer noch die Hoffnung, meine Lage weiter zu verbessern. Es heisst ja nicht vergebens, dass der Mensch hoffe, solang er lebe. Jeder Mensch hat seine Zukunftphantasie. Der eine träumt davon, Finanzsachverständiger in der Türkei, ein anderer, Berater des Unterrichtsministeriums im Lybanon zu werden — und verkürzt und versüsst sich damit die dunkeln Nächte. Ich meinerseits träume davon, mit der Zeit vielleicht noch ein anderes Ressort bei meiner Zeitung zu bekommen, zum Beispiel das Kino, und dass es mir unter Umständen gelingen könnte, in einigen Landzeitungen die Lokalnachrichten von Zürich bringen zu dürfen.